

Zur Reflexion von Herstellung und Relevantsetzung von Geschlechtsidentität

Skizze zu den am 11. November vorgetragenen Überlegungen

Julian Sielenkämper

Anschließend an die auch einführenden Überlegungen zur Subjektivierung von Laura Siebert habe ich mich mit dem Phänomen der Identitätsherstellung beschäftigt. Dabei habe ich *zunächst* die sozio-historischen Implikationen des Begriffs nachgezeichnet: Identität als Phänomen ist etwas, das typisch für die Moderne ist – in dem Sinne, dass die Fragen danach, als wer oder was wir uns verstehen, überhaupt gestellt werden. Für die Frage nach Geschlechtsidentität scheint mir derzeit ein Umbruch stattzufinden: mehr denn je sind wir der Frage danach, was unsere Geschlechtsidentität sei, in einem sehr ernsthaft-fragenden Sinne ausgesetzt. *Zweitens* habe ich unter dem Stichwort der ‚Identitätsfalle‘ von Amartya Sen die (mindestens potenzielle) Problemhaftigkeit der starken Relevantsetzung je bestimmter Kategorien kollektiver Identitäten erläutert und auf die Omnipräsenz der Geschlechterkategorien bezogen. Wird die Relevanz von Identitätskategorien gerade am Beispiel der Geschlechtsidentität hinterfragt, so stellt sich die Frage nach praktischen Möglichkeiten des persönlichen Entzugs sowie des Nichtstellens solcher Fragen nach bestimmten Identitätszugehörigkeiten, denen mit Verweis auf ein Interview mit Michel Foucault im *dritten* Teil nachgegangen wurde.

1.) Identität ist, so Jürgen Straub, die Antwort (oder mindestens der Versuch einer solchen) auf die Frage danach, wer oder was ich bin. Das aber ist etwas komplexer, als es zunächst klingen mag – wird doch die Frage nur gestellt, *wenn die Antwort nicht bereits gegeben ist*. Das weist außerdem darauf hin, dass Fragen nach Identitäten zu bestimmten Zeitpunkten mehr als zu anderen überhaupt stellbar waren und gestellt wurden.

Die Wichtigkeit, dieses Fragen nach Identität als soziales Phänomen stets mitzudenken, habe ich mit einer Kritik Charles Taylors an Erickson veranschaulicht. Der sozialwissenschaftliche Identitätsbegriff ist, gerade in Vergleich zum ontologisch-philosophischen, noch sehr jung. Durch seine prominente Einführung von Erickson und dem amerikanischen Pragmatismus umfasst er zunächst noch viele Bedeutungsfacetten, die seitdem vielfach ausdifferenziert wurden. Die hier entscheidende Kritik an der historischen Übertragung des Identitätsphänomens (bei Erickson auf das Leben Martin Luthers) leistet Taylor, indem er hervorhebt, dass die soziokulturellen Voraussetzungen den Identitätsbegriff in seiner Anwendbarkeit zeitlich begrenzen. Anders formuliert: Die Frage nach dem Sinn seiner Existenz stellt sich für einen Augustinermönch nicht als eine nach seiner Identität (allenfalls nach der Ausgestaltung derselben); im Zeitalter der Moderne aber, wo (wie ich ergänze) beispielsweise Musils *Mann ohne Eigenschaften* möglich und paradigmatisch wird, sind wir Menschen dem beständigen Fragen nach unserer Identität ausgesetzt, die nicht mehr (wie etwa in vielerlei Hinsicht in der Ständegesellschaft) als gegeben gilt, sondern zu der wir uns durchgehend zu verhalten gezwungen sind.

Das beständige Ausgesetztsein nach den Fragen danach, wer oder was wir sind, findet sich besonders prominent noch in gegenwartsdiagnostischen Hauptwerken der Soziologie. Bei Bröckling etwa ist das

Unternehmerische Selbst dann auch ein Imperativ, dem man ausgesetzt ist, zu dem man sich verhalten muss, dem wir uns kaum entziehen können. Was in Bezug auf die berufliche Karriere gilt, betrifft aber seit der Moderne viele Lebensbereiche: Traditionen verlieren ihren Stellenwert, die Religion ermöglicht zunehmend weniger das Zurückgeben (mit Arendt: re-ligare) bestimmter Haltungen an eine andere Stelle etc. Also: Während man früher einer bestimmten Gruppe angehörte, ist uns die Beantwortung der Frage danach, welchen kollektiven Identitäten wir zugehören, selbst aufgegeben. Mir scheint die Kategorie der Geschlechtsidentität zunehmend eine solche Identitätskategorie im modernen Sinne zu werden: Als Frage, die sehr ernsthaft gestellt wird und zu der sich immer mehr Menschen ernsthaft positionieren, statt sie durch Verweis auf ein vermeintliches Gegebenes nicht wirklich sich zu stellen.

Diese These verweist erstens auf die Forderung einer hohen Achtsamkeit in Bezug auf Geschlechtsidentitäten – und vielleicht lässt sich der Begriff der geschlechtersensiblen Bildung (auch) so verstehen. Das Missachten von Identitätsverständnissen ist äußerst verletzend, und zwar gerade dann, wenn man sich zu den Fragen geschlechtlicher Identität ernsthaft positioniert. Zweitens aber vermischt sich an dieser Stelle die Frage geschlechtlicher Identität mit der anderer geschlechtlicher Kategorien – des Körpers, der biologischen Frage nach Geschlecht etc. Gerade die äußerst relevante und wirkmächtige Stellung der Kategorie des Geschlechts verdiente dann besondere Aufmerksamkeit, ist doch Geschlecht in enormen Maße ein Begriff, der die Normen der Anerkennbarkeit in unserer Gesellschaft limitiert (Butler) und dessen ständige Relevantsetzung hinterfragt werden muss – auch vor dem Hintergrund, dass der Ausdruck dper geschlechtersensiblen Bildung eine besondere, vielleicht permanente Aufmerksamkeit auf Geschlecht suggerieren könnte.

2.) Für eine Problematisierung solcher Relevantsetzungen von Kategorien habe ich an einen Punkt angeschlossen, den Amartya Sen in *Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt* macht und mir hier anzuschließen scheint: Die überaus verheerende Rolle, die bspw. religiöse Identitäten spielen können, erfährt Amartya Sen im Kindesalter, als bei der Teilung Indiens in Indien und Pakistan Ländergrenzen entlang religiöser Zugehörigkeiten gezogen und diese Religionszugehörigkeiten plötzlich wichtiger denn je – und wichtiger als alle anderen Identitätskategorien – werden. Solchermaßen entstehende Konflikte seien also nicht, wie Huntington behauptet, Folge einer existierenden Unterschiedlichkeit der Identitäten – vielmehr entsteht die Relevantsetzung dieser Kategorien plötzlich, und ebenso plötzlich geschehen Morde und Vertreibung in ihrem Namen. Dem entgegenzuarbeiten würde aber umgekehrt bedeuten, die Wahlfreiheit anzuerkennen, diese Kategorie überhaupt dermaßen relevant zu setzen; die recht singulären Zuschreibungen aufzulösen in mannigfaltige Pluralitäten – also der Betonung der vielen Gemeinsamkeiten, die unsere Identitäten immer haben.

Die These scheint mir aber weniger leicht verständlich, als es zunächst den Anschein haben könnte. Denn: Die Gegenbewegung zu Huntingtons Behauptung eines Kampfes der Kulturen war die Bemühung um einen „Dialog der Kulturen“: Das Bemühen um Freundschaft zwischen Menschen, *obgleich* sie anderen kollektiven Identitäten zugehörig sind. Für Sen ist diese Betonung des Dialogs verschiedener Gruppen aber problematisch, weil es die Unterscheidung selbst perpetuiert: „Deutet man das edle und erhebende Bemühen um Freundschaft zwischen den Menschen als Freundschaft zwischen Kulturen, so werden vielseitige Menschen auf eine einzige Dimension reduziert, und die vielfältigen Betätigungen, die jahrhundertlang einen fruchtbaren und vielfältigen Boden für grenzüberschreitende Interaktion geschaffen haben – Kunst, Literatur, Wissenschaft, Mathematik, Spiele, Handel, Politik und andere Felder gemeinsamen menschlichen Interesses -, kommen zum Erliegen. Gutgemeinte Bemühungen um globalen Frieden können sehr kontraproduktive Folgen haben, wenn sie sich auf ein grundlegend illusorisches Bild von der Welt der Menschen stützen.“ (Sen

2010, 27 f.) Die Allgegenwärtigkeit der Geschlechtskategorien liefe vielleicht, so meine zweite These, Gefahr, auch zu einer solchen „Identitätsfalle“ zu werden.

Nun würde man sowohl Amartya Sen als auch mich natürlich völlig falsch verstehen, wollte man diese Sorge vor dem Problem der Benennung von Kategorien so auffassen, dass diskriminierende Strukturen gegenüber bestimmten kulturellen, religiösen oder geschlechtlichen Zugehörigkeiten nicht benannt werden sollten – es muss umgekehrt sogar darum gehen, solche oft strukturellen rassistischen und sexistischen Muster in einer Gesellschaft zu besprechen, zu problematisieren, etc. Trotzdem und zeitgleich scheint mir die Betonung von Unterschieden dort, wo es nicht um ein Bekämpfen diskriminierender Strukturen geht, schnell problematisch.

Dies ist dann von direkter Relevanz für das Aufrufen der Kategorie Geschlecht in schulpraktischen Zusammenhängen (was mir zwar ähnlich, aber doch etwas anderes zu sein scheint als die Frage nach Dramatisierung und Entdramatisierung, wie insbesondere im dritten Teil deutlich werden wird). Eine Tagung unter dem Titel der „geschlechtersensiblen Bildung“ stellt vor die Frage, was denn unter geschlechtersensibler Bildung zu verstehen sei. Ich möchte zu bedenken geben, dass es in unserer Gesellschaft eine jahrhundertelange Tradition gibt, das Geschlecht als Kategorie *immer und überall* mitzudenken, dass gar die große Ungleichheit unter den Geschlechtern nur durch diese permanente Relevanzsetzung entstehen konnte. Die genauen Konsequenzen dessen für die Schulpraxis wurden in die Diskussionsrunde gegeben.

Zwischenfazit: Nun ist derzeit, so meine erste These, die Identitätskategorie Geschlecht eine solche im modernen Sinne zu werden im Stande – man kann sich zu bestehenden Kategorien selbst verhalten, statt sie zwangsläufig und alternativlos übernehmen zu müssen, und: nicht wenige fühlen sich weder als Mann (mit allem, was gesellschaftlich darunter verstanden wird) noch als Frau (entsprechend) in der Gesellschaft wohl, möchten sich nicht affirmativ zu den sehr traditionellen Geschlechterrollen verhalten müssen und legen deshalb Pronomen ab, wechseln das Geschlecht oder überschreiten viele der je geschlechtsspezifisch geltenden Normen zumindest zeitweise.

Vielleicht ist es also, ähnlich wie bei religiösen Identitäten vielerorts schon geschehen, an der Zeit, dass wir die Wahlfreiheit, die wir nun haben, anzuerkennen lernen statt in eine „Identitätsfalle“ zu treten und die Geschlechtsidentitäten durchgängig zu betonen. Am Beispiel: Zu meiner Schulzeit hatte ich immer wieder Lehrer*innen, die aus einem vielleicht falsch verstandenen Willen um Gleichberechtigung Jungen und Mädchen immer abwechselnd aufgerufen haben. Wo es nur fair ist, nicht diskriminierend eine Gruppe öfter aufzurufen als eine andere, scheint mir die Wahl der Bewusstmachung von Geschlechtszugehörigkeit eine im Vergleich zu (allen) anderen kollektiven Identitäten häufigste – die damit aber erstens dieser Unterscheidung ständig Gewicht verleiht und zweitens die Frage aufwirft, was mit all jenen ist, die sich diesen zwei Kategorien nicht zugehörig fühlen. Kurz: Das Wissen um diskriminierte gesellschaftliche Gruppen ist äußerst wichtig, die Betonung der Gruppenzugehörigkeiten darüber hinaus für Identitätskategorien problematisch. Es wäre die Rolle der Wahlfreiheit viel stärker zu betonen – auch und gerade vor dem Hintergrund, dass dermaßen virulente Fragen nach der persönlichen Identität stets so gestellt sind, als müsste man sie *überhaupt* beantworten und beantworten können. Dass aber ist ein neues Phänomen und könnte sich ändern, wenn diese Frage nicht, nicht so, beständig gestellt wird.

3.) Damit möchte ich auf einen letzten Punkt kommen: Das so gegenwärtige Stellen von Fragen, die auf die Identität abzielen und deren Beantwortung man beständig schuldig zu sein scheint, dünkt sich als Methode zur Lösung eines Problems, nämlich des Problems des Nichtwissens in Bezug auf die Identität einer anderen Person – und beinhaltet, das Problem durch die Antwort zu lösen. Will heißen: Man fragt, weil man das Problem als existent wahrnimmt und in der Beantwortung die Lösung sieht.

Diese Art des Denkens, bei Nietzsche und Deleuze als dialektisch diskreditiert, unterschlägt, dass häufig die Frage das Problem allererst entwirft und in die Welt setzt. Das aber möchte ich praktisch statt theoretisch veranschaulichen. Mir scheint ein Ausschnitt aus einem Interview mit Michel Foucault es, vielleicht unbeabsichtigt, auf den Punkt zu bringen:

ELDERS: [...] I was trying to apply what you have said to your anthropological notion. You have already refused to speak about your own creativity and freedom, haven't you? Well, I'm wondering what are the psychological reasons for this.

FOUCAULT: [Protesting.] Well, you can wonder about it, but I can't help that.

ELDERS: Ah, well.

FOUCAULT: I am not wondering about it.

ELDERS: But what are the objective reasons, in relation to your conception of understanding, of knowledge, of science, for refusing to answer these personal questions? When there is a problem for you to answer, what are your reasons for making a problem out of a personal question?

FOUCAULT: No, I'm not making a problem out of a personal question; I make of a personal question an absence of a problem.

Der Bedeutung dessen für unser Miteinander nachzugehen ist Teil dessen, was mich aktuell noch beschäftigt – und dessen Bedeutung auch für die Schulpraxis zu diskutieren mir wertvoll erscheint. Die Möglichkeit, Fragen nach (geschlechtlicher) Identität auch zurückweisen, unbeantwortet lassen zu können, ist vielleicht gerade in einer Zeit sehr wichtig, in der die Geschlechtsfrage zu einer wirklichen Identitätsfrage wird. Aus der Sicht von Lehrer*innen wäre umgekehrt danach zu fragen, wann, in welchen Kontexten, wir diese Fragen stellen wollen und ob oder wie wir den Eindruck verhindern können, jede*r müsse durch eine Antwort auf unsere Frage unser von uns aufgeworfenes Problem lösen. Die Einsicht wäre eine in die Konstituiertheit des Problems durch das beständige Fragen.

Die drei Abschnitte meines Vortrags scheinen mir hier zusammen zu hängen: Die Möglichkeit, sich in einer binormativ strukturierten Gesellschaft zu den Geschlechterverhältnissen positionieren zu *müssen* ist eben ein Akt der Unterwerfung (Butler) unter bestehende Normen – die es vll. stattdessen zurückzuweisen gälte. Das würde aus der anderen Richtung, also von Seiten der Ansprechenden, die bspw. Lehrer*innen häufig sind, auch bedeuten, die Begrifflichkeiten einer binormativen Gesellschaftsordnung und vor allem das Fragen nach geschlechtlicher Identität zunehmend zu überwinden – oder sich jedenfalls kritisch dazu zu verhalten zu lernen. Die Wahlmöglichkeit, die Sen betont, uns zu existierenden Identitätskategorien verhalten zu können, ist also nicht nur die Kehrseite der (subjektivierenden) Verpflichtung, seine Identität an den entsprechenden Fragen ausrichten zu müssen, sondern beinhaltet die Möglichkeit, historisch-gegenwärtige Phänomene auch überwinden zu können.